

RICHARD OSMAN



SPIEGEL
Bestseller-
Autor



WIR JAGEN *Kriminalroman* SCHATTEN

ullstein 

Richard Osman
Wir jagen Schatten

**RICHARD
OSMAN**

**Wir jagen
Schatten**

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Sabine Roth,
Elke Link und Regina Rawlinson

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel *We Chase Shadows* bei Viking / PRH, London.

www.ullstein.de

ISBN 978-3-550-20490-6

1. Auflage September 2026

© der deutschsprachigen Ausgabe
2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

© 2026 by Richard Osman

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Gesetzt aus der Dante MT

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für Mika, Leo und Neni

Ich freue mich schon auf die Geschichten,
die ihr einmal erzählen werdet

Málaga 2001

Ich hab gestern Hunde gehört. Das können ja wohl nur die Bullen sein, oder?

Im Ernst, warum laufen hier sonst Hunde rum? Das würde mich mal interessieren.

Sie sind mir irgendwie draufgekommen, die in London. Jemand hat denen gesteckt, dass ich in Málaga bin. Eine andere Erklärung gibt's nicht.

Bloß, wer hat mich verpiffen? Einer aus dem Pub? Aus dem Fitnessstudio? Oder vom Ball der Vereinigung Britischer Geschäftsleute in Málaga? Das mit der Tombola, das war ein Fehler. Zwei Riesen das Los, und das, wo ich gar keine Karten für den Millennium Dome brauchen kann, ich würde in Heathrow ja noch im Flieger verhaftet.

»Connor Brooks, Sie sind festgenommen wegen ... blablabla.« Nicht mit mir. Ich war siebenmal im Bau, und bei sieben ist für mich Schluss. Ab einem gewissen Alter ist's kein Spaß mehr im Knast. Versuch da mal, wen von den Geräten im Kraftraum zu verdrängen. Oder dreimal die Nacht pinkeln zu gehen, wenn du mit dem Feuerteufel von Northampton in der Zelle bist.

Ein paar von den Jungs hier spazieren rum, als könnte ihnen keiner was. Neuer Name, neues Gesicht, neue Zähne – das hab ich mir alles nicht angetan. Ich verticke Wunderpillen per Post,

da ist man nicht grade Staatsfeind Nummer eins. An zu viel Riboflavin ist noch keiner gestorben.

Hier gibt es Typen, Mörder zum Teil, die knattern auf ihren Mopeds durch die Gegend, und was machen die Bullen? Die Augen zu.

Das ist doch alles Beschiss hier. Von vorne bis hinten Beschiss.

Ab jetzt führe ich ein ehrbares Leben. Die Perücken sind schon bestellt. Und dann steche ich nicht mehr raus. Dann kann ich beruhigt auf die Straße, mir meinen Kaffee und meine Zeitung holen. Viel Glück damit, den Glatzenkönig zu fangen, wenn er plötzlich eine Matte hat wie Rod Stewart!

Solang's mir die auf dem Moped nicht runterweht.

Klingt das nach Verfolgungswahn? Wunder wär's keins. Ich zucke ja schon beim kleinsten Geräusch, ich trau mich nicht mehr in meinen Pool, ich schneide meine Hecke nicht mehr. Aber ich bin nicht paranoid.

Nein, ich hab einen Tipp bekommen.

Eine Warnung von einem Freund aus der alten Heimat. Ein paar Freunde hab ich noch, denen mein Wohl am Herzen liegt. »Die Cops wissen, wo du bist, sie wissen, wo dein Geld ist, sie sind auf dem Weg.«

Damit war die Entscheidung klar. Zeit für Plan B.

Schon wieder Geräusche. Leute auf der Straße, die reden. Über mich? Verstehen kann ich nichts, aber über was sollten sie sonst reden? Über die Orangenpreise? Wohl kaum! Sie kreisen mich ein. Sie wissen Bescheid, ich weiß Bescheid.

Früher oder später stürmen sie das Haus. Trampeln hier rein, plärren auf Spanisch, mit einem Schlipsträger von der Met im Schleppe, der nickt und sagt: »Ja, das ist er, das ist der Glatzenkönig, Connor Brooks, legt ihm Handschellen an.«

Aber so lange warte ich ganz bestimmt nicht.

Ich hasse diesen Spitznamen übrigens, »Glatzenkönig«, aber was will man machen? Als ich hierherkam, wollte ich eigentlich,

dass sie mich »Governor« nennen, aber keine Chance, es gab schon drei Governors in Málaga. Einer ist zusammen mit seiner Jacht verbrannt, aber nach einem Monat war schon der nächste da. Also bleibe ich der Glatzenkönig.

Trotzdem war's schön hier in Málaga, wirklich. 'ne Menge gute Typen hier unten, viele Kumpel aus der Heimat. Ein, zwei Bankräuber aus Bermondsey, ein paar Drogendealer – und ich rede von richtigen Drogen, nicht den Vitaminen und dem Eso-Kram, mit dem ich handle. Ein Mörder aus Cardiff hat einen kleinen Laden, wo man Marmite und Cornflakes und PG-Tips kriegt. Es ist eine echte Gemeinschaft, so gesehen, und sie wird mir fehlen.

Egal, ich muss verschwinden, und diesmal spurlos. Diese Dauerpanik ist nichts für mich.

Ich hab genug in der Birne, mein Plan steht schon. Ich muss nur schnell sein, dann sollte es klappen. Ein paar Leute gibt es noch, denen ich vertraue, und die helfen mir.

Den Abschiedsbrief hab ich fertig im Kopf. »Ich kann nicht mehr ... das Verbrecherleben ist nichts für mich ... meine Sünden haben mich eingeholt«, solches Gedöns. Schön dick auftragen und dann so hingelegt, dass die Haushälterin ihn findet.

Es ist alles bereit: Rucksack voller Bargeld, neuer Pass, neuer Name. Kein Problem, wenn man die richtigen Leute kennt. Nur der Kleiderhaufen am Strand fehlt noch. Dann können sie nach dem Leichnam suchen. Der nicht zu finden sein wird, weil's keinen gibt. Irgendwann hören sie schon auf mit dem Suchen. Juckt eh niemand, wo ich bin, außer die Polizei.

Wo ich hingehe? Als ob ich das verraten würde. Aber ich bleibe auf jeden Fall im Geschäft, arbeiten lässt sich ja heute von überall.

Zwei Dinge kann ich aber versprechen.

Erstens, ich suche mir einen Ort, wo es außer mir keinen »Governor« gibt.

Und zweitens, ich finde raus, wer das war, der mich verpfiffen hat. Und dann ist er ein toter Mann.

ERSTER TEIL

Fahr bloß nie nach London

1

Es ist Mittagszeit im Brass Monkey, Axleys zweitprofitabelstem Pub, seit The Olde Pitcher gleich gegenüber E-Zigaretten an Minderjährige verkauft.

»Ich fahre nachher zu Rosies Buchpräsentation«, bemerkt Steve.

Nicken seitens der täglichen Mittagsrunde, aber das Interesse wirkt eher lau. Steve beschließt, noch einen draufzusetzen.

»Die ist in London.«

Damit hat er sie. Bedenkliches Kopfwiegen reihum.

»London«, sagt Jyoti Das. »Meins wär's nicht.«

»Wie kommst du da hin, Steve? Mit dem Zug?« Tony Taylor pustet auf seine Scampi aus der Mikrowelle. »Oder mit dem Auto?«

Mit dem Auto nach London! Alle schnappen nach Luft.

»Na, viel Glück«, sagt John Todd, eine Gabel mit Shepherd's Pie in der einen Hand, in der anderen ein Sudoku, das ihn sichtlich an seine Grenzen bringt. »Weiß ja nicht, wie du dir das mit dem Parken gedacht hast.« Er legt das Sudoku weg, um nach seinem Glas greifen zu können, ein Mann, der schon zu vieles gesehen hat in diesem Leben.

»Zug«, sagt Steve.

»Der letzte zurück geht um halb zwölf«, warnt Tony.

»Verpass den mal lieber nicht. Ich hab von einem Mann gelesen, der den letzten Zug verpasst hat und ermordet wurde.«

Gewichtiges Nicken allseits.

»Mist, ja«, sagt John. »London eben.«

»Wir übernachteten«, sagt Steve.

»Ihr *übernachtet*?«, sagt Jyoti.

»In London?«, sagt John. »Ihr übernachtet in *London*? Hältst du dich jetzt für Bill Gates?«

»Rosie hat hinterher einen Auftritt bei Graham Norton«, sagt Steve. »In seiner Talkshow. Sie wollte, dass ich und Amy mitkommen. Da wird man in einem Hotel untergebracht.«

»Umsonst?«, fragt Tony. Ein Stück Scampi fällt ihm in sein Bier, er fischt es heraus und isst es.

»Das hoffe ich doch«, sagt Steve. »Sollte man meinen, oder?«

»Krieg das mal besser raus«, sagt John. »Bis zu fünfhundert knöpfen die dir da ab. Was sag ich, sechshundert, und da ist noch kein Trinkgeld dabei. Ohne mich, so was. Was passiert bei so einer Buchpräsentation?«

Steve zuckt die Achseln. »Man kriegt auf jeden Fall Alkohol.«

»Na gut«, sagt Jyoti. »Immerhin.«

Die anderen nicken und kauen.

»Umsonst?«, fragt John. »Der Alkohol?«

»Glaub schon«, sagt Steve.

»Frag da lieber auch noch mal nach«, rät Jyoti. »Du willst in London kein Geld mit dir rumschleppen. Auf Facebook war eine Frau, die ...«

Steve hält die Hand hoch. »Ihr wisst aber noch, dass ich fünfundzwanzig Jahre lang bei der Metropolitan Police war?«

»Ist nicht mehr das Gleiche«, sagt John. »Ganz anderes Tempo jetzt.«

»London bleibt immer gleich«, sagt Steve. »Es wird nicht schneller, nur wir werden langsamer.«

»Da ist was dran, Steve«, sagt Jyoti. »Aber die Frau auf Facebook wusste wirklich, wovon sie spricht, ihr Schwager hat in London gearbeitet, und ...«

Damit scheint das Thema London fürs Erste erschöpfend behandelt. Und da sie schon ausgiebig darüber debattiert haben, welcher Fernsehberühmtheit die neue Verkäuferin im Dorfladen eventuell eine Spur ähnlich sieht und welche Strategie sie sich zulegen würden, wenn sie bei *Die Verräter* mitmachen dürften, ist ein neues Gesprächsthema gefragt.

»Mit Felicity läuft es gut?«, erkundigt sich Tony.

Steve lächelt. Zum ersten Mal seit Menschengedenken hat Tony Taylor eine Freundin: Felicity Woollaston, ehemalige Schauspielagentin, dann kurzzeitig – unwissentlich – Geldwäscherin, wodurch sie in Steves Visier geraten ist, und jetzt Büroleiterin bei »Wir finden Mörder«.

»Ganz prima«, sagt Steve. »Passt's für sie denn auch?«

»Absolut«, sagt Tony. »Habt ihr viel zu tun? Aus Felicity kriege ich nichts raus. Vertraulichkeit und so.«

»Hier was, da was«, sagt Steve. »Morde sind ein bisschen wie Aston Martins. Man braucht nicht viele, um ein Auskommen zu haben.«

Das ist stark geschönt. »Wir finden Mörder« hat noch keinen einzigen Mörder gefunden. Was ein bisschen so ist, als würde Kentucky Fried Chicken kein Huhn verkaufen. Nicht das kleinste Chicken-Nugget.

Das Problem ist nicht, dass sie nach Mördern gesucht und sie nicht gefunden hätten. Sie warten nur immer noch auf den ersten Auftrag.

Steve vermisst seine alte Detektei, »Steve ermittelt«. Entlaufene Hunde, fremdgehende Ehemänner, Steuerbetrüger. Selbstbestimmtes Arbeiten. Aber jetzt ist er stattdessen bei »Wir finden Mörder«. Sie sind zu dritt. Steve, seine Schwiebertochter Amy und Rosie d'Antonio, die meistverkaufte Autorin der Welt (»wenn man Freida McFadden nicht mitzählt«), die das Ganze finanziert. Steve hat um Morde lange Zeit – seit seinem Ausscheiden bei der Met im Prinzip – einen großen Bogen gemacht. Von daher kommt es ihm entgegen, dass er es in den sechs Monaten seit der Gründung von »Wir finden Mörder« noch mit keinem einzigen zu tun hatte. Er fragt sich nur, wie lange sie Rosie noch auf der Tasche liegen können. Gestern hat er an einem Laternenpfahl einen Anschlag gesehen, »Katze vermisst«, und den Fall innerhalb einer Stunde gelöst. So bleibt ihm doch immer noch ein zweites Standbein.

»Hattest du schon mal einen Aston Martin bei dir in der Werkstatt, Tony?«, will Jyoti wissen.

Tony schüttelt den Kopf. »Aber einen Range Rover hab ich gestern repariert. Brauchst du wen, der dich zum Bahnhof bringt, Steve? Der 14:37er von Brockenhurst kommt um 16:16 an der Waterloo Station an. Der um 15:37 fährt über Farnham, da bist du erst um 17:27 da. Ich weiß ja nicht, wann solche Buchpräsentationen anfangen.«

Amy ist diejenige, die ihr früheres Leben am meisten vermisst. Der Job, den sie hatte, war genau richtig für sie. Personenschutz. Gefährlich, aber gut bezahlt. Gefahr ist Amys Hobby, und Steve weiß, wenn nicht bald ein zünftiger Mord des Weges kommt, wird sie zurückkehren in ihre alte Welt. Womit wiederum er, Steve, zurückkehren müsste zu seiner Gewohnheit, sich jeden Morgen beim Aufwachen und jeden Abend vor dem Einschlafen um sie zu sorgen.

Schlimmer noch, sie würden sich nicht mehr täglich sehen.

Aber gut, sie hatte jetzt schon ein halbes Jahr keine Gelegenheit mehr, jemandem auch nur die Fresse zu polieren; sie hat Entzugserscheinungen, das sieht man.

»Wer ist noch bei Graham Norton?«, fragt John.

»Eine Sängerin und ein Fernsehkoch«, sagt Steve. »Und Denzel Washington.«

Mehr Nicken, gefolgt von entschlossenem Essen.

»Eine Sängerin«, sagt John. »Das wird sicher gut.«

»Grüß Amy und Rosie von uns«, sagt Tony.

»Aber zum Quiz bist du zurück?«, fragt Jyoti.

»Na klar bin ich zum Quiz zurück«, sagt Steve. »Wann hätte ich je ein Quiz verpasst?«

»Als du diese Morde aufklären musstest«, sagt John. »Da warst du die ganze Woche weg.«

Das muss Steve zugeben. »Soll nicht wieder vorkommen.«

Er weiß ja selbst nicht, wie ihn Rosie dazu überreden konnte, sich auf »Wir finden Mörder« einzulassen. Stimmt nicht, er weiß es genau. Rosie kann bei jedem alles erreichen. Aber jetzt hat sie doch bestimmt bald die Nase voll, oder?

Steve sehnt sich nach seinen entlaufenen Hunden und untreuen Ehemännern.

Noch einen Monat ohne Mörder, mehr braucht es vielleicht gar nicht, damit er wieder ein normales Leben führen kann.

Normal. Hat die Sprache ein lieblicheres Wort als *normal*?

2

Vern Blackwood gibt sich alle Mühe, sich von der Leiche nicht seinen Morgen versauen zu lassen. Die ganze Sache abgeklärt zu sehen.

Stress muss man vermeiden, das sagt dir jeder Arzt. Und jeder von den Instagram-Accounts, denen Vern folgt, um über die neuesten Entwicklungen in der unergründlichen Welt der »Wellness« informiert zu bleiben. Egal, welche Stolpersteine dir der Tag in den Weg wirft – und eine frisch ermordete Leiche vor deiner Haustür wird ja wohl als Stolperstein zählen –, vergiss nicht zu atmen, und vergiss nicht, die Dinge ins Verhältnis zu setzen.

Eine Taktik, die Vern sehr empfehlen kann, lautet so: Wenn ein Problem auftaucht – *Wo bleibt meine Amazon-Lieferung? Warum schwankt mein WLAN-Empfang so? Wer hat gerade meinen Leibwächter erschossen?* –, schreib es einfach in dein Tagebuch und frag dich, ob es in, sagen wir, einem Jahr immer noch ein Problem sein wird. Wenn nicht, dann hake es ab. Und sollte es wirklich in einem Jahr noch ein Problem sein, wechsle deinen Netzanbieter.

Zu viel Stress bringt dich um, das ist Fakt. So wie die Kugel in den Hinterkopf Esteban umgebracht hat.

Dabei ist der Leichnam längst nicht das Schlimmste an der Sache. Das Schlimmste ist der Zettel, den Vern in Estebans Tasche gefunden hat. Die Rechtschreibung

lässt zu wünschen übrig, aber die Botschaft ist mehr als klar.

*Das ist eine Wanung.
Ich komme wieder und dann bist du dran.
Jakob Eriksson*

Die Dinge ins Verhältnis setzen, darum geht es. Wird er in einem Jahr noch an den ermordeten Esteban denken? Vern weiß es nicht. Wird er noch an die Botschaft denken? Doch, ganz bestimmt. Sie macht einfach keinen Sinn.

Wieder schaut er auf die Leiche. Blut auf Marmor, das gibt scheußliche Flecken, aber auch da heißt es, sich nicht über Kleinigkeiten aufregen. Dumm nur, dass er gerade seine Putzfrau gefeuert hat, Maria, aber sie hat sich beim Stehlen erwischen lassen, was will man da machen?

Atmen, Vern, atmen. Putzfrauen, Leichen. Schreib es einfach alles auf.

Vern beschirmt die Augen und sieht hinaus über die Hügel der Toskana. Das wird ihm helfen, sich zu sammeln. Er spürt die sanfte Wärme der Morgensonne auf seinem Handrücken. Die Hänge in der Ferne sind olivgrün, salbeigrün, mintgrün.

Die Luft heizt sich schon auf, ein strahlender Tag kündigt sich an. Schön, wenn man der Besitzer einer Fünfzehn-Millionen-Euro-Villa ist, weniger schön, wenn man eine Leiche ist. Vern nippt an seinem Cappuccino, hebt dann das Gesicht ins Licht wie eine Sonnenblume.

Sie müssen den Leichnam in den Tiefkühler schaffen. Dann kann Vern in Ruhe über den Mord und den Zettel nachdenken. Der Kaffee wird ihm helfen.

Aus dem Häuschen südlich der Villa ist das Brummen eines Mixers zu hören. Das heißt, Korbin ist wach und macht sich einen seiner gruselig effektiven Smoothies.

Korbin wird auch eine Hilfe sein. Korbin ist ihm in sehr vielem eine Hilfe.

Ein normaler Mensch könnte direkten Wegs zur Polizei gehen, wenn auf der Marmorschwelle seiner Villa aus dem 17. Jahrhundert eine Leiche läge. Gleich unten in Lucca ist ein Polizeirevier, und der Fund würde dort zweifellos auf Interesse stoßen. Für die Carabinieri geht nichts über einen Mord. Für alle Bullen, egal, was sie sagen. Man wird schließlich nicht Polizist, weil man so gern Karteikarten ausfüllt.

Aber Vern kann nicht zur Polizei gehen.

Eine Schwalbe schießt über ihn hinweg und späht vom Dach aus in die Landschaft. Der Vater der Brut vielleicht? Die Blicke des Vogels zucken hierhin, dorthin, aber Vern weiß, dass er nicht die Weinstöcke und die Zypressen wahrnimmt, nicht den Bach, der durchs Geröll hinunter ins Tal sprudelt, wo das Dorf mit seinen ockerfarbenen Mauern und roten Dächern liegt. Und auch nicht das schöne Lucca, das in der Ferne hinter seinen Stadtmauern erwacht.

Nein, der Schwalberich hält Ausschau nach Beute. Ausschau nach etwas, das er töten kann. Er muss seine Familie durchbringen, und es gibt viele, die wiederum ihn töten würden, wenn sie nur könnten.

Vern fühlt mit ihm. Eine Schwalbe zu sein ist sicher auch stressig.

Und als Schwalbe kann man kein Dankbarkeitstagebuch führen.

Der Leichnam ist im Tiefkühler vorerst gut aufgehoben, begraben können sie ihn dann abends. Denn erst mal braucht Vern Zeit, um über diese Nachricht nachzudenken. Ihre Widersinnigkeit.

Die Schwalbe stößt herab, schnappt im Flug ein Insekt und saust damit Richtung Stall.

Wenn sich herumspräche, dass Jakob Eriksson nun doch Anstalten macht, in Verns Revier einzudringen, dass er Leichen vor seiner Tür ablegt und weitere Repressalien ankündigt, wäre wohl kaum jemand überrascht. Jakob Eriksson hat viele Morde auf dem Gewissen.

Aber Vern überrascht es, und Vern überrascht nicht oft etwas. Er hat so etwas nicht kommen sehen, beim besten Willen nicht. Er braucht eine Erklärung.

Vern hat es so lange geschafft, sich Drohungen vom Leib zu halten. Ist immer geschickt vorgegangen. Doch jetzt wird er bedroht, und das kann er nicht dulden.

Jemand wird sich diese Jakob-Eriksson-Sache näher ansehen müssen. Und die Polizei wird es nicht sein.

Aber wer dann?

3

Worüber *unterhalten* sich andere Leute? Das war Amy Wheeler schon immer ein Rätsel.

Auch jetzt wieder, in dieser beklemmend hübschen Buchhandlung. Grüppchen von drei, vier Gästen, die sich mit ihren Weingläsern zuprosten und fröhlich drauflosreden. Aber über was? Ihre Meinungen? Gott bewahre Amy vor Meinungen. Wenn es nach ihr ginge, sollten die Menschen pro Jahr nur, sagen wir, vier Meinungen äußern dürfen. Dann würden sie sie für die wahrhaft wichtigen Dinge aufsparen.

Wenn sie sich an eins dieser Grüppchen anpirschen würde, eine dieser lachenden, nickenden Einheiten, was in aller Welt sollte sie sagen? Denn höchstwahrscheinlich reden sie ja über Bücher. Was könnte Amy da beisteuern? Sie hat einmal jemanden in einer Bibliothek erschossen, im Palast eines syrischen Diktators war das, aber mehr gibt das Thema Amy und Bücher nicht her.

Wenn sie sich umschaut, stellt sie fest, dass jede Gruppe ihre eigene Amy hat. Eine gehemmt am Rand stehende Gestalt, die doppelt so oft an ihrem Glas nippt wie der Rest. Die lächelt und nickt, wenn die anderen sprechen, aber selbst nichts beizutragen wagt. *Ein* stummes Mitglied kann jede Gruppe verkraften, vielleicht sogar gut gebrauchen, weil dann die Hauptredner umso mehr Meinungen

zum Besten geben können, aber zwei von der Art wären zu viel. Die Gruppe würde implodieren.

Es ist Amys erste Buchpräsentation – ich meine, wer besucht schon *Buchpräsentationen*? –, also wandert sie ein bisschen herum und versucht auszusehen, als gehörte sie dazu. Steve verspätet sich, weil ihn am Bahnhofsparkplatz in Brockenhurst jemand auszurauben versucht hat. Da das Polizeirevier Brockenhurst kürzlich stillgelegt wurde, »Sparmaßnahmen, Amy, lass mich davon gar nicht erst anfangen«, hat Steve den Mann stattdessen zum örtlichen Snookerclub geschleift, wo man ihm versprochen hat, den Übeltäter in einem Vorratsschrank einzusperren, bis der Beamte aus Lymington eintrifft. Die Kurzversion der Geschichte ist, dass Steve seinen Zug verpasst hat und erst bei der Graham-Norton-Show zu ihnen stoßen wird. Die lange Version beinhaltet eine detaillierte Übersicht über den Zugfahrplan der Linie Brockenhurst–London Waterloo sowie einen längeren Exkurs über die Verflozene des Snookerclub-Betreibers, die inzwischen schwarz als Beauty-Therapeutin in Portsmouth arbeitet. Unter anderen Umständen hätte Amy ihn sacht zur Eile angetrieben, aber da die Alternative war, allein bei einer Buchpräsentation herumzustehen, schien eine Anekdote ihres Schwiegervaters, die mit den Worten »Und das ist auch so was, was sich die Leute an Portsmouth nicht so ganz klarmachen« beginnt, eindeutig die bessere Wahl.

Doch selbst die beste Anekdote geht einmal zu Ende, und nun muss Amy wieder so tun, als gehörte sie hierher.

In der Menge aufzugehen, liegt ihr normalerweise. Auf dem Fischmarkt in Tiflis oder bei einer Tagung der Erdölbranche in Nairobi würde sie keine Sekunde lang aufpassen. Solche Welten kennt und versteht sie. Aber hier? In dieser Bücherhölle voller gestikulierender Männer und

Frauen, die sich die Haare garantiert nicht selbst vor dem Spiegel geschnitten haben? Rosie hat ihr gesagt, der Dresscode sei »informell«, aber Amy hat zu spät verstanden, dass das nicht unbedingt Turnschuhe heißt. Oder Trainingsanzug. Wenn das hier für diese Leute »informell« ist, was wollen sie dann noch aufbieten, wenn es »formell« wird? Eine Ritterrüstung?

Amy versucht, es aussehen zu lassen, als hätte sie ein Ziel. Sie hat zwei Gläser Sekt von einem Tischchen genommen, ein alter Trick aus ihren Dating-Zeiten. Ein Glas, und die Männer im Raum sprechen dich an. Zwei Gläser, und sie trauen sich nicht. Du bist irgendwohin unterwegs. Jemand wartet auf dich.

Was natürlich leicht geht, wenn der Sekt nichts kostet. Und jetzt, wo sie sich erstmals bewusst umschaute, sieht sie, dass in der ganzen Buchhandlung höchstens fünf Männer sind, die allesamt stramm auf die siebzig zugehen. Steve hätte im großen Stil abräumen können, wenn er nur hier wäre. Selbst in dem alten Iron-Maiden-T-Shirt, das er mit einiger Sicherheit trägt.

Wäre das schön, wenn Steve wieder jemanden finden würde. Das hätte ihm Debbie doch sicherlich auch gewünscht? Sie sollte mit Steve darüber reden, aber er wird es nicht hören wollen. Ob sie Adam auftragen sollte, es anzusprechen? Aber Adam vermeidet das Thema Debbie genauso wie Steve. Es ist zu schmerzhaft für sie beide, immer noch, dieser jähe, brutale Tod. Wahrscheinlich haben sie Angst, darüber zu reden würde den Schmerz nur noch größer machen.

Amy hat das hintere Ende der Buchhandlung erreicht und somit keine andere Wahl, als die Augen zu verdrehen und den Kopf zu schütteln, als hätte sie etwas vergessen, und den ganzen Weg wieder zurückzugehen. Eine über-

flüssige Scharade, denn es beachtet sie sowieso niemand. Niemand weiß, wer Amy ist, weil Rosie es versäumt hat, sie vorzustellen. Aber was hätte sie schon sagen sollen?

»Und das ist Amy. Sie war meine Personenschützerin, nur sind leider alle, die sie beschützt hat, tot. Dafür konnte sie aber nichts, und jetzt betreiben wir gemeinsam ein Ermittlungsbüro, zusammen mit ihrem Schwiegervater, den ich vom Fleck weg vernaschen könnte.«

Während sie sich zwischen den Gruppen hindurchschiebt, die Arme erhoben, um ihre Sektgläser zu schützen, schnappt Amy Gesprächsfetzen auf.

»Und ich so: okay, das ist Dan Brown mit einem Schuss Salman Rushdie, und plötzlich waren alle ganz heiß drauf ...«

»Nein, Bücher, die von den *Hunden* der Promis geschrieben werden. Wir haben gerade einen Vertrag unter-«

»Das ist jetzt nur aus zweiter Hand, aber sie meinte, Ian McEwan hat einen erstaunlich durchtrainierten Körper.«

Amy stellt sich an den äußersten Rand der größten Gruppe angeregt Plaudernder. Hier sollte sie sicher sein. Sie steht nahe genug, um als Teil der Gruppe durchzugehen, aber nicht nahe genug, um befürchten zu müssen, dass jemand sie nach ihrer Meinung zu diesem Ian McEwan befragt, wer immer das sein soll. Hier kann sie sich parken, bis Rosie wieder auf der Bildfläche erscheint.

Sie ist nicht dumm, das weiß sie, aber in ihrer Jugend wollte niemand hören, was sie zu sagen hatte, und so hat sie es verpasst, die Fertigkeit der Konversation zu erlernen.

Dafür kann sie einen sehr guten rechten Haken platzieren, und das können diese Leute womöglich nicht? Es braucht eben wirklich ein Dorf ...

»Und was lesen Sie gerade?«

Mit Entsetzen stellt sie fest, dass der Mann mit ihr redet. Sie hätte es wissen müssen. Das konnte ja nicht ausbleiben. Man muss nur lange genug nippend und nickend am Rand einer Gruppe stehen – wenn man halbwegs symmetrische Züge und halbwegs blonde Haare hat, fühlt sich früher oder später jemand bemüßigt, einen einzubeziehen. Eine Frage zu stellen.

»Ich lese gar nichts«, sagt Amy. »Ich stehe da und rede mit Ihnen.«

Das hat ein höfliches Lachen zur Folge. »Gut pariert«, sagt der Mann und setzt seine Unterhaltung mit einer Frau fort, die Amy, solange man sie keines Besseren belehrt, unter »Dichterin« abheften würde.

Dann wird ihr klar, dass sie ja doch etwas liest. Sie liest Rosies neues Buch, *Da senkte der Teufel den Blick*. Nur deshalb sind sie schließlich hier versammelt.

»Ich lese *Da senkte der Teufel den Blick*«, sagt Amy.

Der Mann sieht hinüber zu dem Bücherstapel.

»Taugt das denn was? Ich hab noch nie was von ihr gelesen.«

Was will er dann hier? Sekt trinken und Dichterinnen anbaggern? Ekelhaft.

»Ja«, sagt Amy, »es ist sehr gut.«

Das ist es wirklich. Rosie hat ihr eine frühe Fassung zu lesen gegeben, und auch wenn Amy einen grotesken Fehler korrigieren musste, der Rosie hinsichtlich des Kalibers einer früheren russischen Dienstwaffe unterlaufen ist, bietet es doch eine packende Liebesgeschichte, mehrere höchst befriedigende Morde und eine makellose Anleitung, wie man mit einem Sturmgewehr einen Hubschrauber abschießt. Amy wird Rosie umarmen, wenn sie es ausgelesen hat, und ihr sagen, dass sie stolz auf sie ist.

»Jeder nach seiner Fasson«, sagt der Mann und zwinkert

der Dichterin zu, die, wie Amy bemerkt, nicht zurück-zwinkert.

In ihr steigt ein heißer Drang auf, Rosie zu rächen.

Sie wendet sich an die Dichterin und zeigt auf den Mann. »Linke Hosentasche, Ehering, nur dass Sie's wissen.«

Damit dreht sie sich zackig um und verlässt die Gruppe. Manchmal kann sogar sie Konversation machen!

Stellt sich die Frage, wo Rosie hinverschwunden ist. Nicht mehr Amys Verantwortung, sicher, aber das berufliche Interesse bleibt. Als Rosie etwa heute Nachmittag unbedingt zu einem Sozialbau in Südlondon fahren wollte, um dort Gras zu kaufen, hat Amy sich verpflichtet gefühlt, sie zu begleiten. Als Freundin jetzt allerdings, nicht mehr als ihre Angestellte. Und wie sich zeigte, waren die Dealer alle völlig hin und weg von Rosie, sodass Amy ihren Original-Army-Taser bis zuletzt stecken lassen konnte.

Amy sieht einen Notausgang, der einen Spalt offen steht. Dahinter scheint eine schmale Gasse zu sein, und sie kennt Rosie gut genug, um zu wissen, dass so eine Gasse wie ein Magnet auf sie wirkt.

Sie drückt den Metallbügel nach unten, stemmt die Tür ein paar Zentimeter weiter auf und zwingt sich hinaus in die kühle Abendluft Sohos. Ein beißender Marihuanage-ruch verrät ihr, dass sie ihre Freundin gefunden hat. Rosie ist mitten im Gespräch. Aber wann ist sie das nicht?

»Du musst doch jemanden kennen, der ermordet worden ist«, sagt sie gerade. »Streng dein Hirn an, Lionel. Hallo, Amy.«

»Rosie.« Amy nickt. »Ich hab dich gesucht.«

Da steht sie, Rosie D'Antonio, in dem engen, feuchten Durchgang hinter dem Buchladen, und raucht einen monströsen Joint, der in einer eleganten silbernen Zigarettenspitze steckt. Den Ellbogen hat sie auf einen großen lila

Recyclingcontainer gestützt, als wäre es der Flügel im Salon eines Herrenhauses.

Sie reicht den Joint dem Mann namens Lionel. Er muss Mitte sechzig sein, guter Anzug. Genau Rosies Typ. Amy kommt er bekannt vor, aber sie weiß nicht, woher. Er nimmt einen Zug und unterdrückt ein Husten.

»Guter Gott«, sagt er. »Das Zeug ist ja tödlich!«

»Eins a«, stimmt Rosie zu.

Lionel zieht noch einmal, jetzt besser gewappnet, und gibt den Joint dann Rosie zurück. »Und warum soll ich jemanden kennen, der ermordet worden ist?«

»Weil du der Außenminister bist«, sagt Rosie. »Dir kommt alles Mögliche zu Ohren. Russische Milliardäre, die ihre Gegenspieler aus dem Weg räumen.«

Daher kennt Amy ihn also. Sie meidet die Nachrichten, wo sie nur kann, aber ganz schafft das wohl keiner, oder? Man klickt ein TikTok-Video von einem klavierspielenden Hund an, und eine Sekunde später geht es plötzlich um die Ukraine.

»Na ja, ich habe die Gesamtheit der Sicherheitskräfte zu meiner Verfügung«, sagt Lionel. »Die Idee ist, dass ich Morde durch sie aufklären lasse.«

»Wir brauchen nur einen einzigen«, sagt Rosie. »Sei doch nicht so. Sonst langweilt sich Amy und lässt mich sitzen.«

Da hat Rosie recht. Nicht, dass die letzten Monate nicht nett waren. Amy durfte unauffällig über Rosie wachen, auf Reisen von Rio bis Reykjavík, während sie alle darauf gewartet haben, dass jemand sie braucht. Aber langsam bekommt Amy das Gefühl, dass sie nie jemand brauchen wird. So wie Rosie ja eigentlich auch Amy nicht braucht. Dieser Ausflug nach Südlondon hat wahrscheinlich nur ihr zuliebe stattgefunden. Ein klitzekleines Risiko, damit Amy

sich nützlich fühlen kann. Aber sogar in diesem sozialen Brennpunkt lagen alle Rosie zu Füßen.

Wenigstens sehen sie und Adam sich dadurch öfter. Er war die letzten Monate im Nahen Osten, und sie spielt mit dem Gedanken, für ein paar Tage zu ihm zu fahren. Sie haben nächste Woche Hochzeitstag, und Amy würde ihn gern überraschen. Sie müssen nicht permanent aufeinanderhocken, aber ab und zu vermissen sie sich doch. Oder zumindest sie ihn. Vermisst Adam sie auch?

»Rauch nicht zu viel von dem Zeug«, sagt sie zu Rosie.
»Denk dran, du musst noch zu Graham Norton.«

»Ist ja gut, Mum.« Rosie schaut zu Lionel und rollt mit den Augen. Aber sie drückt den Joint trotzdem aus. Sie macht Amy und Lionel ein Zeichen, ihr nach drinnen zu folgen.

Lionel will Amy den Vortritt lassen, und sie dankt ihm, doch dann bleibt sie stehen.

»Wo sind Ihre Personenschützer?«, fragt sie ihn.

»Die hab ich abgehängt«, sagt Lionel.

Das bezweifelt Amy. Manchmal lässt man seinen Arbeitgeber glauben, er hätte einen abgehängt. Jeder Mensch braucht seine Privatsphäre. Aber man ist immer irgendwo.

Sie blickt hinüber zu dem großen lila Recyclingcontainer und sieht, wie sich der Deckel eine Spur hebt. Zwei Augen begegnen ihren. Sie nickt, und die Augen blinzeln ihr zu. Amy hat sich im Lauf der Jahre in vielen Recyclingcontainern versteckt. Recyclingcontainern, Gullys, Baustellenklos, Lüftungsschächten. Einmal saß sie vier Stunden in einem Misthaufen vergraben, während der Rockstar, den sie beschützte, es in einer aufgelassenen Scheune mit einer Wetterfee trieb. Man musste ihr Stehvermögen bewundern, aber trotzdem ...

Amy lächelt ein bisschen, als sie zu der Gesellschaft

zurückkehrt. Jetzt da draußen in der Recyclingtonne zu sein statt hier drin im Buchladen ...

Wenn nur endlich jemand ermordet würde. Andernfalls läuft sie Gefahr, ein normales Leben führen zu müssen.

Normal. Hat die Sprache ein deprimierenderes Wort als *normal*?

4

Korbin und Lee, Verns verbleibende Bodyguards, werfen die ersten Schaufeln Erde auf Esteban. Vern wird einen Ersatz für ihn auftreiben müssen.

Die Luft jetzt am Abend hat spürbar abgekühlt, und Vern beschließt, ins Haus zu gehen, damit die zwei in Ruhe arbeiten können. Sie brauchen seine Hilfe nicht, sie haben beide Erfahrung im Leichen-Verscharren.

Sehr viel Spaß macht es vermutlich nicht, einen Kollegen zu begraben, aber Esteban war noch nicht lange bei ihnen, außerdem dauergeil und hat ständig Memes in die WhatsApp-Gruppe gestellt, und das wird ihnen allen dreien nicht abgehen.

Vern betritt die Küche und stellt die Kaffeemaschine an. Ein Cappuccino wird ihn aufwärmen und ihn wach und auf Zack halten.

Diese Drohung von Jakob Eriksson. Wie packt er das am besten an?

Er wird ein bisschen fernsehen. Korbin hat seinen Apparat so manipuliert, dass Vern sämtliche britischen Sender empfangen kann. Heimweh ist schon ein Problem. Das Steuersystem des Vereinten Königreichs sorgt dafür, dass er nicht so oft auf Besuch kommen kann, wie er es gern täte. Dazu die Tatsache, dass die Londoner Polizei ein Wörtchen mit ihm reden möchte, plus der Umstand, dass

Georgie der Meinung zu sein scheint, zwischen ihnen sei noch nicht alles geklärt – nein, Vern hat keine andere Wahl, als vorerst zu bleiben, wo er ist.

Er trägt seinen Cappuccino hinüber ins Wohnzimmer und schaltet den Fernseher ein. Denzel Washington ist bei Graham Norton zu Gast. Das passt doch. Vern denkt oft, dass er bei der Graham-Norton-Show ziemlich gut rüberkommen müsste. Er ist sehr schlagfertig. Sie sollten öfter auch Leute einladen, die nicht berühmt sind.

Durchs Fenster sieht er seine beiden noch lebenden Leibwächter, zwei Schemen im toskanischen Abenddämmer, die letzten Spuren ihres einstigen Kollegen auslöschen. Sollten ihm die Carabinieri heute noch einen Besuch abstatten, würde ihnen nichts Ungewöhnliches auffallen.

Wobei ihm bei der italienischen Polizei wahrscheinlich weniger Estebans Leichnam zum Verhängnis würde als der Cappuccino, den er nach Mittag trinkt.

Ein Grund von vielen, warum man Italien lieben muss. Vern nippt an seinem Kaffee und macht es sich vor dem Fernseher bequem.

»Jetzt zu dem aktuellen Roman.« Graham Norton hält Rosies neuestes Buch hoch. »Da senkte der Teufel den Blick. Erzählen Sie uns davon.«

Die Kamera schwenkt zu Rosie. Ihre Hand liegt auf Denzel Washingtons Oberschenkel, und er macht keine Anstalten, ihn wegzuziehen.

»Lassen Sie mich mit einer Frage antworten.« Rosies Akzent schwebt über den Weiten des Atlantiks; jeder kann sich darin wiederfinden. »Mögen Sie Mord, Helikopter und Geschlechtsverkehr?«

»Ist mir alles drei nicht ganz geheuer, wenn ich ehrlich sein soll«, erwidert Graham. »Aber das Thema Mord beschränkt sich bei Ihnen ja neuerdings nicht mehr auf die Bücher. Ich habe da eine sehr interessante Geschichte gehört, nämlich, dass Sie eine Detektei gegründet haben, stimmt das?«

»Das stimmt haargenau«, antwortet Rosie. »Ich habe jetzt meine eigene Detektei. Zusammen mit meiner Personenschützerin, Amy heißt sie, und ihrem ausnehmend attraktiven Schwiegervater. Sein Name ist Stevie, er sieht unheimlich gut aus.«

»Und single ist er auch?«

»Er ist zu haben, ja«, bestätigt Rosie. »Ob er sich umkrempeln lässt, ist eine andere Frage.«

»Und es gibt sie wirklich, diese Detektei? Nicht nur in einem Ihrer Bücher?«

»Es gibt sie wirklich. Wir finden Mörder.«

»Sie haben richtige, echte Mörder gefunden? Sie und der attraktive Junggeselle und seine Schwiegertochter?«

»Allerdings«, sagt Rosie. »Wir sind außerordentlich gefragt, weil wir außerordentlich gut sind.«

»Wenn also irgendwelche Mörder diese Sendung sehen ...?«

»Dann können sie sich warm anziehen.«

»Und woran arbeitet Ihre Detektei derzeit?«

»Graham«, Rosie beugt sich zu ihm vor, »ich sage meinen Kunden exakt das Gleiche, was ich zu meinen Liebhabern sage: Ich garantiere absolute Diskretion.«

Sie dreht sich zu Denzel um und schaut ihm tief in die Augen. »So wie ich auch garantiere, dass die Videos rein für meinen persönlichen Gebrauch bestimmt sind.«

Gelächter im Publikum.

»Sie finden also Mörder«, sagt Graham. »Und wie heißt sie, Ihre Detektei?«

»Wir finden Mörder.«

»Sie reden nicht um den heißen Brei herum, was?«, sagt Graham.

Rosie lächelt. »Sagt der Mann, der die Graham-Norton-Show moderiert.«

Graham lacht. Dann wendet er sich an seinen nächsten Gast, den britischen Action-Star Max Highfield.

»Sie und Denzel lassen es in Rampage 8 ja so richtig krachen, Max.«

Max Highfield schmunzelt wissend. »Beim Schauspielen ist es das Gleiche wie im Leben generell, Graham, man ...«

So etwas wie den Firmensitz von »Wir finden Mörder« hat der New Forest noch nie gesehen. Rosie D'Antonio hat an nichts gespart. Die Büros bilden ein Hufeisen um einen ehemaligen Pferdehof am äußersten Rand des Industrieparks Brockenhurst. Vor den Fenstern Wald, Wiesen, Ponys und Traktoren, drinnen Hightech pur, blitzend und steril.

Felicity trägt ein Headset wie Madonna oder der Dispatcher in der Taxizentrale, und wenn sie wollte, könnte sie mit ihrem ergonomischen Bürostuhl in einem Rutsch in den Einsatzraum rollen, der mit deckenhohen Monitoren ausgekleidet ist, wie man sie eher einer Netflix-Serie über eine Präsidenten-Entführung zutraut. Derzeit zeigen die sechzehn Bildschirme eine Folge von *Die Flohmarkt-Challenge* in Super-HD. Ein Pärchen aus Reading hat gerade einen Porzellanhund mit sechs Pfund Gewinn weiterverkauft.

Als sie hier anfang, hat sich Felicity auf Hochbetrieb eingestellt, auf einen steten Strom graumelierter Ex-Polizisten und schöner Witwen, Morde, so weit das Auge reicht. Aber man staunt, wie wenige Leute im echten Leben einen Mord an der Hand haben, den sie aufklären lassen möchten. Und diese wenigen scheinen die althergebrachten Aufklärungswege zu bevorzugen. Sprich, die

Polizei. Ein Branchendisruptor zu sein, ist alles andere als leicht.

Als das Telefon klingelt, erschrickt sie fast ein bisschen. Selbst eins von den Ponys draußen legt bei dem Missklang den Kopf schief. Stimmt, Rosie hat »Wir finden Mörder« ja bei Graham Norton erwähnt. Ab jetzt wird es kein Halten mehr geben. Felicity strafft schon einmal die Schultern.

»Guten Tag, Wir finden Mörder, Felicity am Apparat, wie kann ich Ihnen helfen? Mhm mhm. Mhm mhm. Verstehe.«

Die Anruferin ist eine sehr nette Dame von Virgin Broadband. Sie haben eine Rabattaktion laufen, und Felicity zählt zu der Handvoll Auserwählter, die davon profitieren dürfen.

Wie lange arbeitet Felicity jetzt für »Wir finden Mörder«? Einige Monate schon. Es schien die Idee schlechthin. Ihre Schauspielagentur lastet sie immer weniger aus – auch wenn sie Derek Williams gerade bei einem Werbespot für einen Treppenlift mit integriertem Wasserkocher untergebracht hat, ganz abgeschrieben ist sie also nicht. Und so gut, wie es mit ihr und Tony läuft, bot sich ein Umzug von Letchworth in den New Forest ohnehin an. Dazu kommt, dass Rosie, die das Unternehmen finanziert, von normalen Gehältern offenbar keine Ahnung hat. Sie hat Felicity vom Fleck weg achtzigtausend im Jahr geboten und, auf Felicitys schockierten Blick hin, gesagt: »Okay, okay, hundertzwanzigtausend.«

»Wir sind breitbandmäßig bestens aufgestellt«, sagt Felicity, die Grund zu der Annahme hat, dass sie die reichste Büroleiterin von ganz Hampshire ist. »Aber melden Sie sich gern wieder, wenn jemand ermordet wird.«

In den Hochzeiten ihrer Agentur hat Felicity massen-

weise Verhandlungen mit Fernsehsendern geführt, und eigentlich hatte sie in ihrem neuen Job mit einem ähnlichen Mix aus Adrenalin und blanker Bosheit gerechnet. Weit gefehlt.

Wieder klingelt das Telefon. Was wird es diesmal sein? Ein neuer Stromanbieter?

»Guten Tag, Wir finden Mörder, Felicity am Apparat, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich habe gerade eine Leiche verscharrt«, sagt eine Stimme. Felicity sitzt kerzengerade. »Beziehungsweise, nicht ich, sondern meine Leibwächter, aber das ist ... Sorry, so ins Detail muss ich bei Ihnen ja nicht gehen. Wie schnell können Rosie und ihr Team in Italien sein?«

ZWEITER TEIL

Tod in der Toskana

